

Wolfgang

Huber

Predigt zum Kapiteltag am 20. Oktober 2019 im Brandenburger Dom

Jakobus 2, 14-26

I.

Wer hätte das gedacht, liebe Gemeinde? Wer hätte erwartet, dass die „stroherne Epistel“ es in der Kirche Martin Luthers unter die Predigttexte schafft? Genau das geschieht am heutigen Tag. Als Predigttext haben wir vorhin in der Schriftlesung einen Abschnitt aus dem neutestamentlichen Jakobusbrief gehört. Zum ersten Mal seit Menschengedenken wird in unseren Kirchen über den biblischen Text gepredigt, dessentwegen Luther mit diesem Brief lange haderte. Während der Arbeit an seiner Bibelübersetzung nannte er den Brief eine „stroherne Epistel“, weil sie keine „evangelische Art“ an sich habe. Er setzte ihm die Briefe des Apostels Paulus entgegen, für den die Anerkennung vor Gott allein von Gottes Gnade ohne alle Werke zu erwarten ist. Mit der Aussage des Jakobus, ohne Werke sei der Glaube nutzlos, konnte Luther nichts anfangen – gehörte doch das „allein aus Glauben“ zu seinen grundlegenden Überzeugungen.

Immer wieder wird das Wort von der strohernen Epistel zitiert. Dabei hat Luther selbst es zeitlebens nicht noch einmal wiederholt. Wesentlich milder sagt er später: Jakobus wolle denen wehren, die sich auf den Glauben ohne Werke verlassen, und wolle mit dem Einschärfen des Gesetzes erreichen, „was die Apostel mit dem Reizen zur Liebe ausrichten.“ Vor allem aber fehlte Luther eine klare Ausrichtung an der Christusbotschaft. „Rechtschaffene“ biblische Bücher zeichnen sich dadurch aus, dass sie „Christus predigen und treiben“. An der kritischen Auseinandersetzung mit dem Jakobusbrief entwickelte Luther den nach seiner Auffassung entscheidenden Grundsatz für den kritischen Umgang mit allen biblischen Texten. Es kommt darauf an, ob und wie sie „Christus treiben“. Auch wenn er deshalb den Jakobusbrief nicht zu den

rechten biblischen Hauptbüchern zählt, will er niemanden daran hindern, „dass er ihn setze und erhebe, wie es ihn gelüftet; denn viel gute Sprüche sonst darinnen sind.“

Aber immerhin: Was den Jakobusbrief betrifft, hat Luther dazugelernt. Das Wort von der „strohernen Epistel“ hat er nicht noch einmal wiederholt. Was der Reformator innerhalb eines Jahrzehnts vermochte, hat die evangelische Kirche immerhin nach fünfhundert Jahren zu Stande gebracht. Für den heutigen Sonntag bildet das umstrittene zweite Kapitel des Jakobusbriefs zum ersten Mal den ordnungsgemäßen Predigttext. Die Neuordnung der Predigttexte, die vor einem Jahr in Kraft getreten ist, beschert uns diese Überraschung. Hören wir noch einmal auf die Kernsätze des zweiten Kapitels: *„Was hilft's, Brüder und Schwestern, wenn jemand sagt, er habe Glauben, und hat doch keine Werke? Kann denn der Glaube ihn selig machen? Wenn ein Bruder oder eine Schwester nackt ist und Mangel hat an täglicher Nahrung und jemand unter euch spricht zu ihnen: Geht hin in Frieden; wärmt euch und sättigt euch!, ihr gebt ihnen aber nicht, was der Leib nötig hat – was hilft ihnen das? So ist auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, tot in sich selber.“ Und später: „So wie der Leib ohne Geist tot ist, so ist auch der Glaube ohne Werke tot.“*

II.

Soll damit bestritten werden, dass wir Menschen nicht aus eigener Kraft Gottes Anerkennung erringen, Vergebung unserer Schuld empfangen und einen neuen Anfang wagen können? Das kann nicht gemeint sein. Dass ein solcher Neuanfang nicht auf unseren Leistungen beruht, sondern uns in überraschender Gnade begegnet, ist eine Erfahrung, die viele Menschen bezeugen. Doch dass wir allein aus Gnade neu beginnen können, macht die Frage nicht unwichtig, was wir denn nun beginnen, was wir mit der Gnade, die uns geschenkt wurde, anfangen.

Eines der einprägsamen Gleichnisse Jesu fasst das in das Bild von den anvertrauten Talenten. Damit sind nicht nur die finanziellen Mittel gemeint, die

ein vermögender Herr, bevor er auf Reisen geht, seinen Dienern anvertraut; während die einen sie so clever nutzen, dass sie sich vermehren, vergräbt ein anderer sein Talent im Garten, um kein Risiko zu laufen. Doch im Grunde macht er mehr, er leugnet den Glanz dessen, was ihm anvertraut ist. Es kommt aber darauf an, dass wir Gottes Gnade in unserem Tun und Lassen zum Leuchten bringen, statt unser Licht unter den Scheffel zu stellen.

Nelson Mandela, der unvergessene erste Präsident eines freien Südafrika, hat diese Einsicht in seiner Antrittsrede als Präsident im Jahr 1994 sehr eindrücklich zur Sprache gebracht:

„Unsere tiefste Angst ist es nicht, ungenügend zu sein. Unsere tiefste Angst ist es, dass wir über die Maßen kraftvoll sind. Es ist unser Licht, nicht unsere Dunkelheit, das am meisten Angst macht. Wir fragen uns selbst, wer bin ich – von mir zu glauben, dass ich brillant, großartig, begabt und einzigartig bin?“

Aber in Wirklichkeit – warum solltest du es nicht sein? Du bist ein Kind Gottes. Dein Kleinmachen dient nicht der Welt. Es zeugt nicht von Erleuchtung, sich zurückzunehmen, nur damit sich andere Menschen um dich herum nicht verunsichert fühlen. Wir wurden geboren, um die Herrlichkeit Gottes, die in uns liegt, auf die Welt zu bringen. Sie ist nicht nur in einigen von uns, sie ist in jedem! Und indem wir unser eigenes Licht scheinen lassen, geben wir anderen Menschen unbewusst die Erlaubnis, das Gleiche zu tun. Wenn wir von unserer eigenen Angst befreit sind, befreit unser Dasein auch die anderen.“

Aber so einleuchtend das ist: Die Ermutigung dazu, das uns Mögliche zu tun, weil wir damit „Gottes Herrlichkeit, die in uns liegt, auf die Welt bringen“ nötigt zu einer Gegenfrage. Was ist mit den Menschen, denen Gottes Herrlichkeit verstellt ist, die im Dunkel leben, weil es ihnen an innerer Kraft oder an äußeren Möglichkeiten fehlt, ihr Leben zur Entfaltung zu bringen? Was ist mit denen, die keine Chance dazu haben, ihren Glauben in ihren Werken zum Leuchten zu bringen?

Sie sind auf Mitmenschen angewiesen, die ihnen beistehen, die ihnen den Weg zu Gottes Gnade bereiten, die sie in ihrer Verzagttheit nicht allein lassen. Dietrich Bonhoeffer hat diese Art christlichen Handelns als „Wegbereitung“ beschrieben. Die Beispiele lagen für ihn auf der Hand. *„Der Hungernde braucht Brot, der Obdachlose Wohnung, der Entrechtete Recht, der Vereinsamte Gemeinschaft, der Zuchtlose Ordnung, der Sklave Freiheit. Es wäre eine Lästerung Gottes und des Nächsten, den Hungernden hungrig zu lassen, weil gerade der tiefsten Not Gott am nächsten sei. Um der Liebe Christi willen, die dem Hungernden gehört wie mir, brechen wir das Brot mit ihm, teilen wir die Wohnung. Wenn der Hungernde nicht zum Glauben kommt, so fällt die Schuld auf die, die ihm das Brot verweigerten. Dem Hungernden Brot verschaffen ist Wegbereitung für das Kommen der Gnade.“*

Uns allen fehlt es nicht an Beispielen für die Wahrheit solcher Sätze – im Kleinen wie im Großen. Wir kennen Menschen im eigenen Lebensbereich, die darauf warten, dass jemand ihnen durch praktische Hilfe oder aufrichtende Worte und Zeichen der Nähe den Weg bereitet für das Kommen der Gnade. Und wenn sie zu anderem nicht im Stande sind, dann kann ihre bloße Dankbarkeit zu einem Zeichen der Gnade werden. Dann ist ihre ausgesprochene oder auch ihre stumme Dankbarkeit ein Werk, das zeigt: ihr Glaube ist nicht tot. Wer hätte dergleichen noch nicht erlebt.

Wir begegnen in diesen Tagen aber auch großen Herausforderungen, die uns umtreiben und keine Ruhe lassen. Die heimtückischen Morde in Halle – soll man sie blinde Rache dafür nennen, dass der Zugang zur Synagoge versperrt blieb? – sind ein Fanal; denn sie zeigen, zu welchen Mordtaten blindwütiger Antisemitismus im Stande ist. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, der dem Brandenburger Dom wie der Stadt Brandenburg an der Havel auf besondere Weise verbunden ist, hat vor wenigen Tagen alle Bürgerinnen und Bürger, unter ihnen auch uns Christen zu wachsender Entschlossenheit aufgefordert. Mit Nachdruck verdeutlichte er den Zusammenhang solcher Gewalttaten mit der „Verrohung unserer Debatten“. Er forderte eine unzweideutige

Grenzziehung gegen Hass, Hetze und Herabsetzung ein. Ausdrücklich wies er darauf hin, dass damit nicht ein Gesprächsabbruch gemeint sei. Die klare Grenzziehung sei vielmehr die unerlässliche Voraussetzung für die Debatte mit Andersdenkenden. Diese Debatte ist unentbehrlich. Denn die Rede ist von Taten, die *„aus Worten erwachsen – aus kruden Manifesten, aus einschlägigen Internetforen, aus verrohter Sprache, aus schrittweisen Grenzverschiebungen, auch aus Beschwichtigungen und Relativierungen, aus stillen oder expliziten Sympathiebekundungen all derer, die zwar selbst nicht zur Waffe greifen, die aber das Wort als Waffe nutzen.“*

Dass wir Christen uns in dieser Debatte nicht wegducken können, wer wollte das bezweifeln? Wer angesichts der offenkundigen Gottlosigkeit des Antisemitismus schweigend zur Tagesordnung übergeht, bestätigt den Satz des Jakobus, dass ein Glaube, der ohne Folgen bleibt, in sich selbst tot ist.

Es geht nicht darum, dass wir den Glauben durch Werke ersetzen. Ein kirchlich finanziertes Schiff zur Seenotrettung auf dem Mittelmeer gibt noch keine Auskunft über den Glauben evangelischer Christen in Deutschland. Für eine solche Auskunft ist es nötig, dass wir alle mit Wort und Tat erkennbar machen, wie das zusammenhängt: der Glaube an Gott als den Herrn, dem wir die Ehre geben, und die Zuwendung zu den Menschen, deren gleiche Würde wir genau deshalb achten und verteidigen, weil Gott allein der Herr ist. Amen.